

Vom Totalitarismus im technischen Faktum : das Trauma des Industriezeitalters

Autor(en): **Anders, Günther**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Widerspruch : Beiträge zu sozialistischer Politik**

Band (Jahr): **4 (1984)**

Heft 7

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-651545>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Vom Totalitarismus im technischen Faktum*

Das Trauma des Industriezeitalters (1)

Die Maschinen, mit denen sie tagein, tagaus ihr Leben zu verbringen haben. Denen sie tagein, tagaus zu dienen haben. Deren tägliche Sklaven sie sind. Denen gilt ihr Ressentiment. Denen ihr Hass.

Das klingt unglaublich. Das klingt so, als knirschte an allen Ecken und Enden unserer Welt der Sand in den Maschinen und als flögen überall die Maschinen in die Luft. Davon kann keine Rede sein. Tatsächlich ist die Sandmenge in den heutigen Maschinen minimal, direkte Ausbrüche von Maschinenstürmerei gibt es nirgendwo.

Direkte gewiss nicht. Aber das habe ich auch nicht behauptet. Was ich unterstelle, ist vielmehr, dass den Arbeitenden, solange sie an ihren Maschinen arbeiten, ihre eigene Wut unbekannt, gewissermassen verdrängt, bleibt und sich aufstaut bis zu dem Augenblicke, in dem sie die Arbeitshallen verlassen; dass ihr Ressentiment dann aber, und zwar sofort, ausbreche und an anderen speziellen, allein zu diesem Zwecke erfundenen und aufgestellten Maschinen, eben an den Pachinkos, abregiert werde.

Wie gesagt, der Antimaschinen-Affekt ist denjenigen, die an diesem kranken, unbekannt. Dass er diesen unbekannt bleibe, ist unerlässlich. Denn wüssten die Maschinenhasser über ihren Hass Bescheid und gäben sie diesem nach — das würde die Grundlagen der gesamten Produktion unterminieren, also die Subversivität, die Sabotage schlechthin darstellen. Die Kenntnis des Ressentiments muss also prophylaktisch mundtot gemacht, die Sabotage verhindert werden.

Im Vergleich mit dieser Verhinderung der Verhinderung wird die „Sabotage“ im üblichen Sinne (also die der Maschinen durch uns) zum Sekundärphänomen. —

Bewerkstelligt wird sie durch „Psychotechnik“ im breitesten Sinne, also dadurch, dass man unsere Seele bearbeitet. Technisch gesprochen dadurch, dass man den blossen Gedanken, dieser Affekt sei auch nur möglich, *verpönt*. Oder richtiger (da selbst der Ausdruck „verpönen“ zu kraftlos bleibt) dadurch, dass man ihn *tabuiert*. —

In der Tat ist dieser Affekt bei Arbeitern ebenso tabu wie bei Arbeitgebern. *Im Zeichen dieses Tabus sind die zwei Lager Alliierte*, die durch dick und dünn zusammenmarschieren. Und nicht weniger solidarisch sind in dieser Beziehung Westen und Osten. So gewiss wie jeder amerikanische Unternehmer, der vor die Alternative gestellt wäre, zwischen der Anstellung eines eingestanden Maschinenstürmers und der eines Kommunisten zu wählen, für den Kommunisten entscheiden würde, so gewiss würde umgekehrt jeder sowjetrussische Betrieb, vor ein analoges Entweder-Oder gestellt, den kapitalistischen Kandidaten dem offen maschinenstürmerischen vorziehen. Das heisst: *Das auf Technik bezogene Tabu ist klassen- und systemneutral*. Es ist ungleich machtvoller als alle diejenigen Tabus, die sich aus den hüben und drüben ver-

schiedenen politischen und wirtschaftlichen Herrschaftsformen oder „Philosophien“ ergeben. Es ist global. Es ist das Tabu von heute. Und was dabei tabuiert wird, ist – wir betonen das noch einmal – nirgendwo nur der eventuelle maschinenstürmerische Akt. Die Verbotskraft reicht grundsätzlich tiefer: *Verboten ist immer bereits der blosser Gedanke, dass es Maschinen-Ressentiment überhaupt geben könnte.* Damit weist sich das heutige Tabu auch als „echt“ aus, d.h.: als eines, das jenen Tabuierungen, die wir aus früheren Gesellschaften kennen, strukturell entspricht. Denn auch in diesen war es ja stets schon der Gedanke gewesen, der unterdrückt wurde: z.B. der Gedanke, dass es im Menschen (gar in jedem) Libido-Ziele oder -Varianten, die die Grundlage der Familien- oder Clanstruktur erschüttern könnten, überhaupt geben könnten. So etwas „gibt es nicht“, weil „nicht sein kann, was nicht sein darf“. *Perfekte Tabuierungen bestehen mithin nicht nur in Verpönung, sondern in Ablehnung, und zwar in der denkbar radikalsten. Das heisst: nicht nur in der Weigerung des Verstandes, Tatsachen anzuerkennen, sondern auch in der Weigerung der Sinne, Tatsachen überhaupt wahrzunehmen* (2).

Und dies ist nun, wie mir scheint, die Situation, in der wir uns heute befinden. Das Tabu unseres Zeitalters funktioniert perfekt, d.h.: Es gibt niemanden (wie gesagt: weder im Osten noch im Westen, weder unter Arbeitern noch unter Arbeitgebern), dessen Blick frei und selbständig genug wäre, um das Maschinen-Ressentiment zu erkennen.

Denjenigen, der von der Existenz des Maschinen-Ressentiments überzeugt ist, den macht die Blindheit zuweilen geradezu fassungslos. Denn die Fakten, die dieses Ressentiment bestätigen (oder die ohne Unterstellung dieses Ressentiments undurchsichtig bleiben) sind ja jedermann bekannt, ja sie akkumulieren von Tag zu Tag und auch das wieder in globalem Ausmass. Da gibt es z.B. die überall, auch jenseits des „Vorhangs“, ausbrechenden, oft in wirkliche Rebellion ausartenden Halbstarkenkrawalle. Dass diesen Wut und Rachelust auf der Stirne geschrieben steht, wird von niemandem geleugnet. Die Frage, wogegen die Jugendlichen eigentlich rebellieren, und an wem sie sich eigentlich in ihrem Zerstörungsfuror rächen wollen, ist auch wiederholt gestellt worden. Aber die plausible Antwort: *dass die Zerstörungswut aus den Arbeitsstunden, in denen sie sich nicht austoben darf, in die Mussestunden verlagert und nun, statt an den Arbeitsmaschinen, an falschen und zufälligen, von der Mussewelt zur Verfügung gestellten, völlig unschuldigen Ersatzobjekten gekühlt werde,* diese plausible Antwort ist niemals gegeben worden (3).

Aber die Tatsache der Halbstarken-Krawalle ist natürlich nur ein Beispiel unter anderen, wenn auch deren auffälligstes. Denn es gibt heute – und ich spreche nicht etwa nur vom Kriege – ein gewaltiges Ansteigen positiver Zerstörungslust (4), von der Indolenz gegen Zerstörung ganz zu schweigen. Diese ist heute ja, zum Beispiel als Gleichgültigkeit gegenüber der Totalvernichtung durch einen eventuellen Atomkrieg, eine beinahe universelle Erscheinung. Ohne die Unterstellung einer allgemein schwelenden Rachelust wäre diese Indolenz schwer begreiflich. Und vollends unbegreiflich wären jene blasierten „Und-wenn-schon-Apokalyptiker“, die sich darin gefallen, die Drohung mit einem „und warum nicht?“ abzutun. *Auf die Frage, wem dieser ihr Affekt denn gelte, müsste die Antwort wohl lauten: „Der ganzen Maschinerie.“* Das

heisst: Der *Maschine der heutigen Welt*, in deren Gang sie hineingezwungen sind, und der zu entrinnen sie alle Hoffnung aufgegeben haben. Vermutlich sind sie von der Tatsache, dass auch diese Maschine ihrer selbst nicht total sicher ist und dass sie sich unter Umständen in einer allgemeinen Maschinen-dämmerung selbst in die Luft sprengen könnte, fasziniert. Jedenfalls erfüllt sie dieser Gedanke mit so ungeheuer antizipatorischer Schadenfreude, dass daneben die Angst davor, auch mit draufzugehen, nicht zählt.

Effectus transcendit causam

Aber warum? Aus welchem Grunde sollte der heutige Mensch die Maschine hassen?

Antwort: Weil er von ihr betrogen ist.

Diese Anklage klingt selbst antiquiert. In der Tat ist sie ja wiederholt erhoben worden, zum Beispiel von den Heimarbeitern des 19. Jahrhunderts, die, durch die Maschine ausgebootet, ihr Existenzminimum verloren hatten. Oder von jenen „vorwissenschaftlichen“ Sozialisten, die sich, als Nichteigentümer der Maschinen, um die *Frucht der Arbeit* betrogen sahen. Zum grössten Teil sind diese Vorwürfe heute natürlich überholt. Während es Heimarbeiter, mindestens mit Maschinenarbeit konkurrierende, nicht mehr gibt, ist der Lebensstandard der Fabrikarbeiter ins Märchenhafte gestiegen. Und nicht weniger antiquiert wäre natürlich der Vorwurf, der zur Maschinenarbeit Verurteilte werde um seine physische Gesundheit betrogen. Im Vergleich zu dem Anstrengungs-Quantum, das, solange es menschliche Arbeit gegeben hat, in Land-, Bau- oder Strassenarbeit investiert worden ist, auch heute noch investiert wird, ist Maschinenarbeit leichte Arbeit. Wo sich die Maschine darauf beschränkt, Steuerungs- und Kontrollgriffe zu verlangen, ist die erforderte physische Investition kaum mehr der Rede wert. Um im vollautomatischen Betrieb schrumpft sie geradezu zu Null zusammen, so dass es nun umgekehrt das Fehlen physischer Anstrengung ist, die Ähnlichkeit der Arbeit mit Nichtstun und Musse, was zum Problem wird (5).

Damit sind wir aber in der Nachbarschaft desjenigen Betrugs, um den es sich hier handelt. Betrogen ist der an der Maschine arbeitende Zeitgenosse nämlich weder um seine physische Gesundheit – die ist weniger gefährdet als die seiner vormaschinell arbeitenden Vorfahren – noch um seine physische Weiterexistenz – die wird heute mit massiveren Mitteln bedroht; noch um den Lohn für das von ihm Gemachte – der ist heute höher als der gestrige oder vorgestrige Arbeitslohn. *Betrogen ist er vielmehr um sein Machen selbst*. Was heisst das?

Dass, was er heute, um zu leben, zu tun hat und tut, also seine Arbeit, kein „Machen“ mehr ist. Und das bedeutet wiederum, wenn man die Wesensdefinition des Menschen als „homo faber“ ernstnimmt: dass er um dasjenige betrogen ist, was sein Wesen ausmacht.

Auch das klingt befremdlich. „Machen“, so wird man einwenden, „bedeutet schliesslich ‚Produzieren‘. Und ‚produziert‘ wird heute mehr als früher. Sogar unendlich mehr als früher.“

Richtig. Ökonomisch unbestreitbar.

Aber nur ökonomisch. Behavioristisch nicht.

Und diese Unterscheidung bedeutet wiederum: Die Tatsache, dass bei Maschinenarbeit „Gemachtes“, und sogar in unabsehbaren Mengen, abfällt, die ist noch kein Beweis dafür, dass die Tätigkeit, die diese Produkte zur Welt bringt (oder richtiger: ohne die diese Produkte nicht zur Welt kämen) ihrem Typus nach wirkliches „facere“, wirkliches „Machen“ darstelle. Wahr ist vielmehr das Gegenteil. Denn es gibt nichts, was für die heutige Produktionssituation charakteristischer wäre, als die *Umkehrung der Proportionen von Ökonomischem und Behavioristischem*. Diese Umkehrung ist geradezu die Regel. *Je mehr Gemachtes es heute nämlich gibt, um so weniger davon ist, im wahren Sinne des Wortes, „gemacht“*. Beziehungsweise: Je geringer unter den heute Tätigen die Zahl derer ist, die, im eigentlichen Sinne des Wortes, etwas „machen“, um so grösser ist der Ertrag des „Gemachten“. – In der Tat ist die klassische Formel „causa aequat effectum“ („der Effekt entspricht der Ursache“) noch niemals so unwahr gewesen wie heute. Heute gilt vielmehr: *„Effectus transcendit causam.“* Was bedeutet diese Formel?

Sie bedeutet: Der Effekt (Das Arbeitsprodukt bzw. dessen Leistung) überholt die angebliche „causa“ (die Arbeit des Arbeiters), und zwar nicht nur seiner Grössenordnung, sondern auch seiner Art nach. Das „Gefälle“ zwischen causa und effectus ist so gross, dass (nunmehr psychologisch gesprochen) der Kausierende (also der Arbeitende) den Effekt seines Tuns gar nicht mehr als seinen erkennt, sich also mit „seinem“ Produkt nicht mehr identifiziert.

Aber diese erste Erläuterung der Behauptung: „Effectus transcendit causam“ reicht nicht. Denn sie lässt ja noch die Möglichkeit offen, dass der „Kausierende“ (also der Arbeitende) eine solche Identifizierung ursprünglich *versuche*, dass dieser sein Versuch nur eben scheitere. Aber auch davon kann keine Rede sein. Nicht nur um die Identifizierung ist er nämlich *betrogen*, sondern auch *um das Scheitern seiner Identifizierung*. Denn er denkt schon gar nicht mehr daran, zu versuchen, den Effekt (also das Schlussprodukt) als Leitbild seiner Tätigkeit zu verwenden.

Aber auch diese zweite Erläuterung unserer These „effectus transcendit causam“ reicht nicht. Denn in ihr scheint ja noch unterstellt, dass der Arbeitende, wenn er es nur wollte, versuchen könnte, die Identifizierung durchzuführen; dass er es nur nicht wolle. Aber auch davon kann keine Rede sein. *Nicht nur um die Lust, den Versuch zu unternehmen, ist er nämlich betrogen, sondern um die Fähigkeit*. Wahr ist vielmehr, dass er den Versuch, den Effekt als Leitbild zu verwenden, schon gar nicht mehr unternehmen kann; dass er (etwa wenn ihm nahegelegt würde, sich während seiner Arbeit das Endprodukt als Leitbild vor Augen zu halten) gar nicht mehr wüsste, wie er es bewerkstelligen sollte, diese Leitbild-Vorstellung mit seiner effektiven Tätigkeit zu kombinieren. Und selbst diese dritte Erläuterung reicht noch nicht. Denn in ihr scheint noch unterstellt, dass der Arbeitende die Identifizierung durchführen dürfte, wenn er es nur könnte. Aber auch das kommt nicht in Betracht. *Nicht nur um die Lust und Fähigkeit ist er nämlich betrogen, sondern auch um das Recht, die Identifizierung durchzuführen*. Wahr ist also: Da der Identifizierungsversuch, gleich ob er gelänge oder misslänge, die Arbeit stören, also auf

Sabotage hinauslaufen würde, ist es dem Arbeiter nicht erlaubt, den Effekt als Leitbild seiner Arbeit zu verwenden.

In anderen Worten: Jenes „*prometheische Gefälle*“, das ich in meiner ersten Einführung des Begriffs (6) vornehmlich an der Differenz zwischen „Vorstellen“ und „Herstellen“ exemplifiziert hatte, das *verwirklicht sich*, da das Herstellen mit dem Hergestellten nichts mehr zu tun hat, bereits *innerhalb des Herstellungsvorgangs selbst*. Und damit wäre, wie mir scheint, meine These zur Evidenz gebracht. Denn wo dieser Betrug aufgehoben (also unmöglich gemacht oder verboten) ist, da kann von „machen“ natürlich keine Rede mehr sein.

Tun = Machen, Machen = Tun. Das Bedienen

Vollends deutlich wird unsere These, wenn wir für einen Augenblick aus der Dimension des „Machens“ in die des „Handelns“ hinüberspringen. Denn dort liegen die Verhältnisse ganz entsprechend. Das heisst: Sowenig es noch „Machen“ gibt, sowenig gibt es noch „Handeln“.

Die Behauptung z.B., dass der Hiroshima-Pilot, als er auf seinem Knopf drückte, „gehandelt“ habe, klingt ungenau (7). Aber vielleicht könnte man, da die physische Anstrengung, die ihm sein „Tun“ hätte bestätigen können, ganz geringfügig war, sogar behaupten, er habe nichts getan. Jedenfalls war diese Anstrengung so minimal, dass er das Gefühl gehabt haben mag, nichts getan zu haben. Und gesehen hat er, da der Rauchpilz, den er wahrgenommen hat, mit den Verbrannten nicht identisch ist, den Effekt seines „Tuns“ ja gleichfalls nicht. – Nichtsdestoweniger befördert er mit Hilfe dieses seines „Nichtstuns“, gewissermassen in einer „*annihilatio ex nihilo*“, zweihunderttausend Menschen aus dem Leben in den Tod. – Angenommen, dieser unselige Mann sässe uns gegenüber. Was hätten wir ihn zu fragen? Offenbar nicht „Hast du es getan?“ Denn dass er es gewesen war, das würden wir und er ja wissen. Sondern: „Hast du es *getan*?“ Was bedeuten würde: „Kann, was da mit deiner Hilfe vor sich gegangen ist, überhaupt noch als Tun bezeichnet und dir zugerechnet werden?“ Was er wohl mit den Worten: „Nein, ‚getan‘ habe ich eigentlich nichts, höchstens habe ich nur ‚mitgetan‘“, verneinen würde. Und das zu Recht. Denn die Worte „Tun“ oder „Handeln“ wären ja wirklich schon deshalb unangemessen, weil er den Effekt seines „Tuns“ nicht nur nicht gemeint hatte und diesen nicht nur (auf Grund der Limitiertheit seines Vorstellungsvermögens) nicht hätte meinen können; sondern weil es ihm noch nicht einmal erlaubt gewesen war, diesen zu meinen oder auch nur meinen zu können. Die „Moral von der Geschichte“ besteht also darin, dass er daran gehindert wurde, die Bewerkstelligung der Aktion, für die er verwendet wurde, wirklich aufzufassen und an deren Moral oder Unmoral teilzunehmen. Sogar von der Teilnahme an der Unmoral der Aktion war er ausgeschlossen, sogar *das Recht auf schlechtes Gewissen war ihm genommen*, nicht einmal unverantwortlich durfte er sich fühlen; durfte er sich fühlen können.

In anderen Worten: Die Tatsache, dass Ursache und Wirkung auseinandergeris-

sen sind, die Diremption zwischen „causa“ und „effectus“, die wir im heutigen Machen festgestellt haben, die liegt auch hier vor. Wenn ich im ersten Bande die Vermutung ausgesprochen habe (8), dass die traditionellen Ethiken heute hinfällig werden, so aus diesem Grunde. Also deshalb, weil in ihnen die Wirklichkeit von „Handlungen“ unterstellt worden war und auch heute noch unterstellt wird, obwohl es sich bei dem, was heute „getan“ wird, mindestens bei denjenigen Tätigkeiten, die moralisch heute zählen, nicht mehr um „Handlungen“ im eigentlichen Sinne handelt und nicht mehr um Täter, die ein „Recht auf Verantwortlichkeit“ hätten.

Machen ist also nicht mehr Machen, und Handeln nicht mehr Handeln. Dass diese zwei Degenerationen gleichzeitig eingetreten sind, das ist natürlich kein Zufall. Vielmehr liegt hier ein einziges Ereignis vor: beide Tätigkeitsformen, sind demselben Feinde zum Opfer gefallen, nämlich einer dritten Tätigkeitsform, die nun, unbekümmert um alle früheren Differenzierungen, die Praxis im ganzen für sich monopolisiert hat: dem „Bedienen“.

Wenn wir etwas hellhöriger wären, dann würden wir wohl täglich darüber staunen, dass wir dasjenige Wort, mit dem wir gestern die Leistungen von Dienstleuten belegt hatten, nunmehr zur Bezeichnung der heutigen Arbeit verwenden – nur dass heute eben an die Stelle jener „Herrschaften“, denen die Bedienung gestern gegolten hatte, inzwischen die zur Herrschaft gelangten Maschinen getreten sind. Aber hellhörig sind wir eben nur höchst selten, und kaum je empfinden wir Vokabel-Argwohn, wenn wir das Wort „Maschinenbedienung“ in den Mund nehmen.

Viel befremdlicher wirkt dagegen für die meisten die Behauptung, dass, was für das „Arbeiten“ (bzw. das „Machen“) gilt, auch für das „Tun“ (bzw. das „Handeln“) gilt: dass also auch Handeln durch die Aktionsform „Bedienen“ abgelöst worden ist.

(. . .)

Meine These lautet also, dass *die Differenz zwischen den Phasen „Machen“ und „Tun“ aufgehoben ist.*

Heute ist diese „Aufhebung“ vollends deutlich geworden, denn in unserer, der „push button“-Epoche, würde ja nun auch der letzte Effekt durch einen Knopfdruck hergestellt werden. Und da dieser Knopfdruck irgendwo im Hinterland, also ferne der Aktionsbühne oder des Kriegsschauplatzes vor sich gehen würde, würde sich dieser (Knopfdruck) von dem in normalen Herstellungsprozessen üblichen button Pushing in nichts unterscheiden, würde er mit „Handeln“ ebensowenig zu tun haben wie andere maschinelle Bedienungsgriffe. Im Prinzip, in dem, was die Tätigkeitsart betrifft, gibt es zwischen der Durchstanzung eines Eisenblechs und der Verwüstung einer auf einem anderen Kontinent gelegenen Stadt keinen Unterschied mehr.

Soziologisch bedeutet das, dass die zwei Typen „Machender“ und „Handelnder“ (oder „Arbeiter“ und „Soldat“), da beider Tätigkeiten in eine einzige eingemündet sind, zu einem einzigen Typus zusammengewachsen sind. Strategisch, dass (da der den letzten Effekt auslösende Knopfdruck genauso in der Etappe stattfinden wird wie bisher das Herstellen von Waffen) – alle Kriegshandlungen in der Etappe „produziert“ und ausgelöst werden werden; wodurch natürlich (was ja schon im letzten Weltkriege begonnen hat) die Etappe

aufhört, Etappe zu sein und zur Front wird. Alle diese Unterscheidungen sind also aufgehoben.

Wen es – und gewiss mit Recht – aufregt, dass in totalitären Staaten die *Arbeiter* zuweilen quasi-militärischen oder sogar unverblümt *militärischen Organisationen unterworfen* werden, den sollte es nicht weniger aufregen, dass in nicht-totalitären Staaten eine Pendant-Entwicklung vor sich geht: dass sich nämlich *das Militär in eine Arbeiterarmee verwandelt*, und dass diese Entwicklung, obwohl in umgekehrter Richtung ablaufend, zum gleichen Ergebnis führt: dass also die Differenz von Arbeiter und Militär auch hier gelöscht wird. Man braucht sich nur an die Vernichtungslager, in denen die Liquidierung von Menschen als Arbeit durchgeführt wurde, zu erinnern, um einzusehen, dass die Verschleifung dieser Differenz zu den charakteristischsten Zügen des Totalitarismus gehört. Zu glauben, dass solcher Totalitarismus durch „rein politische Mittel“ gebremst oder unterbunden werden könnte, ist naiv. Denn letztlich besteht die Wurzel dieses Totalitarismus in einem technischen Faktum, eben in der Tatsache, dass „Machen“ und „Handeln“ gleicherweise durch „Bedienen“ ersetzt und aufgehoben werden; nein, bereits aufgehoben sind. –

Das geköpfte Machen

Wer sich eines Instruments, etwa einer Zange bedient, der bedient nicht die Zange. Im Gegenteil: er beherrscht sie, da er sie ja zu seinem Werkzweck, dem Ergon, das er im Auge hat, einsetzt. Er beherrscht sie beinahe im selben Sinne wie seine eigenen „Werkzeuge“: die Organe; wenn auch als deren Verlängerungen, Verfeinerungen oder Verstärkungen. Damit ist nicht gesagt, dass man sich nicht auch der Maschinen auf diese Weise „bedienen“ könnte. Im Gegenteil: Der Produzent tut das ja, da er sie als Werkzeuge verwendet, mit deren Hilfe er sein Ergon, die Erzeugung seiner Waren, durchführt. Da er sich aber (selbst dann, wenn er Eigentümer eines vollautomatischen Betriebs ist) nicht allein-laufender Maschinen bedienen kann, muss er sich gleichzeitig Arbeitender bedienen. Dieser bedient er sich also, damit er sich erfolgreich seiner Maschinen bedienen kann. Nicht die Arbeiter bedient er mit Maschinen, vielmehr *bedient er die Maschinen, damit er sich ihrer bedienen kann, mit Arbeitern*. Zu behaupten, dass sich diese Arbeiter der Maschinen bedienen, wäre wiederum unsinnig. Vielmehr dienen die Arbeiter dem erfolgreichen Dienst, den die Maschinen leisten: Sie bedienen diese. Was die Arbeiter im Auge haben, ist dabei nicht das Produkt, sondern der tadellose Gang der Maschine. Um diesen aufrecht zu erhalten, mögen sie sich ihrerseits eines Instruments „bedienen“. Aber das steht auf einem anderen Blatte.

Damit ist ein Dreifaches gesagt:

1. Die Arbeit des Arbeiters ist telos-los. – Obwohl der Betrieb, in dem er arbeitet, ein Produktionsbetrieb ist, hat er in ihm, wie die englische Sprache, korrekt unterscheidet, nur etwas „to do“, aber nichts „to make“. Das gilt von allen Arbeitenden in dem Betrieb. Regel: Wenn ein Produktionsprozess in zahllose Schritte dividiert, und wenn jeder Arbeitende nur in eine Etappe des

Machens eingeschaltet wird, dann zerfällt der Produktionsprozess nicht in Teilproduktionen, sondern lediglich in Teiltätigkeiten; dann ist kein Machender mehr ein Machender, jeder vielmehr nur ein Tuender; und nicht dann ist das telos dieser Tätigkeiten erreicht, wenn ein Produkt fix und fertig da ist, sondern dann, wenn so und so viel getan, wenn so und so lange gearbeitet worden ist, also bei Feierabend. Ob dann „etwas“, nämlich ein Produkt, fertig vorliegt, das geht den Arbeitenden nichts an, das interessiert ihn auch nicht: „*man ist fertig*“ für heute, *nicht das Produkt*. —

Nun, an sich ist gegen „Tun“ (im Gegensatz zum „Machen“) natürlich nichts einzuwenden. Wer gut zu lesen oder anständig Klavier zu spielen (also nur zu „tun“) versteht, der ist dem, der etwas „macht“, in keiner Weise unterlegen. Aber um ein solches echtes „Tun“ handelt es sich bei der Maschinenarbeit durchaus nicht. Während Lesen oder Klavierspielen, aristotelisch gesprochen, ἐντελέχειαι sind, also ἡ τέλος und damit auch ihre Genugtuung in sich selbst tragen, ist Maschinenarbeit gewissermassen „ἀν-έργεια“, weil sie vom ἔργον, bzw. vom Interesse an diesem, von dessen Kenntnis ausgeschlossen ist. *Ein Grubenpferd wird nicht dadurch zum Spaziergänger, dass es geblendet seine Arbeit tut*. Das telos des Machens ist in diesen Tätigkeiten abmontiert, das Machen ist gewissermassen „geköpft“. *Arbeit wird hier zum „Tun“ lediglich auf Grund dieser Verstümmelung*.

Wer sich an das Krisendeutschland vor etwa dreissig Jahren erinnert, der wird noch das Bild jener Notstandsarbeiter vor Augen haben, die Gräben auszuheben hatten, und während der Arbeit genau wussten, dass die nächste Schaufelerschicht die Aufgabe haben würde, die Gräben wieder hübsch säuberlich einzuebnen. Kein Wunder, dass diese Arbeiter oft nur so taten, als ob sie täten, dass sie diese ihre teloslose Tätigkeit oft in ein Spielen ausarten liessen. — Man wird einwenden, dieser Fall sei extrem gewesen. Gewiss. Und trotzdem darf man heute *alle Arbeiter als Kollegen dieser Notstandsarbeiter* betrachten. Denn auf welche Weise Arbeit teloslos wird: ob so, dass das telos als blosses Manöverziel vorgespiegelt wird, wie im Falle der Notstandsarbeiter; oder so, dass das telos die Arbeitenden nichts angeht, wie im Falle normaler Fabrikarbeit, das läuft *psychologisch* beinahe auf Eines heraus. In beiden Fällen wird Arbeit (sogar die körperlich leichte) zur Zumutung, da sie von den zwei Genugtuungen, auf die der Mensch ein Recht hat, ausgeschlossen ist: sowohl von der Genugtuung, die die sichtbare Entstehung des Produktes dem Produzierenden verschafft; wie von der Genugtuung, die das auf ein äusseres telos nicht angewiesene echte Tun mit sich bringt. Kein Wunder, dass man heute bereits offiziell versucht, das durch die „Köpfung des Machens“ entstandene *unechte „Tun“ durch Musikbegleitung* und dergleichen schmackhafter zu machen, also es *in einer Art von Tanz zu verwandeln*, um ihm den äusseren Anschein einer manifest telos-losen Beschäftigung, eben wiederum des Spiels, zu verschaffen.

2. Die Arbeit ist anstrengungslos. Das klingt natürlich erst einmal erfreulich. Aber gerade dadurch wird die Arbeit ihres Charakters vollends beraubt. Denn die Freude an Arbeit beschränkt sich ja nicht nur auf die Freude, die der Machende am Entstehen des Produkts hat. Vielmehr besteht sie mindestens auch in der Investition von Anstrengung, darin, dass der Machende sich ausarbeitet.

In der Arbeit (etwa der vollautomatisierten), deren Anstrengungsquantum auf ein Minimum reduziert ist, vollzieht sich nun eine potenzierte Degeneration. Denn nun besteht die Entartung nicht nur darin, dass das „Machen“ zum blossen „Tun“ wird, sondern auch darin, dass das „Tun“ nun zu einer Art von „Nichtstun“ verkümmert. Freilich nur zu einer „Art von“. Sowenig das „geköpfte Machen“ als echtes „Tun“ klassifiziert werden darf, so wenig darf nun das „geköpfte Tun“, etwa das des Kontrolleurs im Automationsbetrieb, als „echte Musse“ klassifiziert werden. Die Attitüde, in die er hineingerät, ist vielmehr eine *Schein-Musse*, eine verstümmelte Attitüde, ein blosser Rest. Denn trotz der Tatsache, dass er sich nicht zu rühren braucht (ja, sich unter Umständen nicht einmal rühren darf), hat ja der Automationsarbeiter noch aufs konzentrierteste auf dem qui vive zu sein – genau so wie der Maschinenarbeiter doch aufs energischste tätig zu sein hat, auch wenn er kein Produkt mehr zu machen hat. Nunmehr freilich besteht die Arbeit in *bezahlter Aufmerksamkeit bei physischer Regungslosigkeit*. Der Tuende wird zum blossen Maschinenpolizisten, der, im Sessel sitzend, darauf hofft, nicht eingreifen zu brauchen; sofern er nicht heimlich doch eine Störung erhofft, um doch noch einmal die Chance zum Eingreifen zu haben und um zu spüren, dass er etwas tut.

Und selbst mit dieser Schilderung der zwei Degenerationsstufen der Arbeit ist noch nicht alles gesagt. Kehren wir von unserem avantgardistischen Automationsarbeiter zum heute noch normalen zurück: also demjenigen, der mindestens seine Maschine noch zu bedienen hat. Was hat er durchzuführen, um diese Bedienung anständig zu erledigen?

3. Die „*imitatio instrumenti*“. Er hat sich nach seiner Maschine zu richten, ja sich zu deren Diener zu machen. Diesen Ausdruck missverstehe man nicht. „Nach etwas richten“ müssen wir uns natürlich in jeder Arbeit, sogar in der gerätlosesten. Da wir „etwas aus etwas machen“ wollen, gibt es a priori eine ganze Reihe von Bedingungen (z.B. den Stoff oder die Grenze unserer technischen Fähigkeiten), nach denen wir „uns zu richten“ haben. Darüber klagen wir nicht. Machen ist menschlich, gleich ob wir im Machen-müssen einen Fluch oder im Machen-können ein Freiheitszeugnis sehen. Wer bereits in den apriorischen Bedingungen des Machens, also in der Tatsache, dass er, wenn er zu machen beginnt, mit einer Welt zu rechnen hat, aus der er macht, eine Freiheitsberaubung sieht, der beansprucht, „frei“ zu sein in einem absurden Sinne, nämlich in dem von „weltlos“; und ist einfach ein metaphysischer Querulant. – Gleichviel, nur wenn der Arbeitende mit dem Gang seiner Maschine Schritt hält, nur wenn er die „imitatio“ (9) durchhält, wird seine Bedienung perfekt sein. Das Hegelsche Modell von „Herr und Knecht“ darf auf die Beziehung Mensch-Maschine bedenkenlos übertragen werden.

* Nachdruck mit freundlicher Genehmigung von Autor und Verlag aus: Günther Anders, Die Antiquiertheit des Menschen. Bd. 2. Über die Zerstörung des Lebens im Zeitalter der dritten industriellen Revolution. 2. unveränderte Aufl. Verlag C.H. Beck, München 1981.

Vorliegender Titel stammt von der Redaktion.

ANMERKUNGEN

1. Dieser Aufsatz „Die Antiquiertheit der Masse“ basiert auf Tagebucheinträgen aus Tokio 1958. Geschrieben 1961.
2. Diese Weigerungssituation ist heute allgemein, sie herrscht in konformistischen Gesellschaften nicht weniger als in offen totalitären, wenn sie auch – aber das macht ihr Wesen eben mit aus – nicht gesehen wird. Zum Wesen der Verblendung, die hergestellt wird, gehört eben primär, dass sie selbst nicht erkannt, auf keinen Fall aber als Verblendung erkannt werden darf. Die Aufregung der Amerikaner über das östliche „brain washing“ ist eine konformistische Konsumenten konform gelieferte Aufregung über Herstellung von Konformismus im Gegenlager. Und die Indignation Sowjetrusslands über kapitalistische Meinungsmonopolisierung ist nicht weniger hypokritisch. Die Tabuierungen der Anderen werden zwar gesehen, aber die Erkenntnis, dass man selbst unter analogen Tabus lebt, bleibt immer selbst unbekannt und tabu.
3. Ergänzung dieser Deutung, s. des Verfassers „Faule Arbeit und pausenloser Konsum“ in Homo ludens, Januar 1959.
4. Im Frieden (der ja die Fortsetzung des Krieges mit anderen, sogenannten „kalten“, Mitteln ist) ist diese Zerstörungslust um nichts weniger wirksam, nur wird sie durch verschiedene Massnahmen und Umstände verdeckt. In Massenproduktionsländern, z. B. in den Vereinigten Staaten, bleibt sie durch die Tatsache, dass sie der Produktion nutzt, verdeckt, ja durch diese wird sie geradezu in etwas Positives umfunktioniert. Da es nämlich im Interesse der Produktion liegt, soviel wie möglich herzustellen, ist sie gierig darauf, dass ihre Produkte so rasch wie möglich aufgebraucht, also zerstört werden. Dadurch wird im öffentlichen Urteil Schonungslosigkeit, also auch Zerstörungslust, ehrlich gemacht und sogar zum Trend erhoben. Ja, die Produktion hat geradezu neue Formen der Liquidierung produziert, eingeführt und verbindlich gemacht, um sich in Gang zu halten: Die jedes Jahr neu aufgezwungenen Mode-Diktate sind nichts anderes als Gebote, gewisse Produkte, selbst dann, wenn diese noch „halten“, als liquidationsreif abzustossen.
5. Tatsächlich ist der Typ des Automationsarbeiters ganz neu. Obwohl einsam wie ein Flickschuster arbeitend, hält er doch niemals ein Produkt, geschweige denn ein eigenes Produkt in seiner Hand, vielmehr beobachtet er nur Signale des ohne ihn ablaufenden Prozesses. Und obwohl unangestrengt dasitzend wie ein Buchschreiber, avanciert er dadurch nicht etwa zum geistigen Arbeiter, sondern lediglich zum Polizisten der Maschine, zu einem Polizisten, dessen Arbeit darin besteht, darauf zu hoffen, nichts und niemanden arretieren zu müssen.
6. „Die Antiquiertheit des Menschen“, Bd. 1, S. 66ff.
7. Ich spreche hier nicht von Claude Eatherly, der ja nur das go-ahead-Signal gegeben hat.
8. S. 290ff.
9. Einführung des Begriffes in Band I dieses Werkes, S. 36ff. Was mit „imitatio“ oder „kategorialer Angleichung“ gemeint ist, kann man sich an der Analogie mit der Musik klar machen: Wer eine Musik spielt, der nimmt die Struktur dieser Musik an; nicht nur im (unter Dacapozwang ablaufenden) Sonatensatz herrscht zyklische Zeit, sondern auch im Sonatenspieler. Das heisst: solange der Musizierende „in Musik“ ist, ist deren Gangart seine Gangart, in gewissem Sinne sogar deren Seinsart seine Seinsart. – Entsprechend wird der Gang der Maschine zum Gang des Maschinenbedieners – nur (dieses „Nur“ ist freilich entscheidend) dass sich hier der Mensch mit etwas Nichtmenschlichem auf gleiche Weise und im gleichen Grade identifizieren muss wie der Musiker mit der (ihn nicht entmenschen) Musik.